

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 16

Artikel: Geneviève Crispin [Fortsetzung]
Autor: Erismann, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GENEVIEVE CRISPIN

• Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen

von A. Eismann

8. FORTSETZUNG

Eines Abends, als man früher ass als gewöhnlich, weil Madame Belley mit Tochter und Schwiegersohn ins Theater wollte, durften die beiden Kleinen, die sonst früher zu Bett gebracht wurden, mit den Erwachsenen essen.

Kaum waren Sylvain und Martine im Zimmer, als sich auch schon Noel auf seine Tante stürzte.

„Fasse mein Kleid nicht an“, sorgfältig breitete Martine die Falten ihres weichen schwarzen Kleides auseinander. In dem Augenblick kam Madame Belley herein. Sie war in pfirsichfarbener Seide.

„Wie, du hast das schwarze Kleid gewählt. Wir hatten doch hell ausgemacht. Denke doch, für eine Première!“

„Ich finde schwarz hübscher zu meinen entfärbten Haaren.“

„Du hättest mir telephonieren sollen. Ich habe mir das nicht überlegt. Ich werde mich umziehen, lasst einstweilen die Suppe auftragen.“

Noel hockte rittlings auf der Lehne des Fauteuils, in dem Martine sass. Sobald Madame Belley schwieg, rief er: „Martine, ich habe dich heute Nachmittag gesehen, aber du sahst mich nicht. Ich wollte dir nachrennen, aber Fräulein verbot es mir.“

Er sah dabei Geneviève vorwurfsvoll an. Sie bedeutete ihm zu schweigen, aber er tat, als merke er es nicht und fuhr fort: „Sie wollte es nicht“, und als Sylvain ins Zimmer trat: „Weisst du, Toto, Martine hat mich nicht gesehen, sie sprach mit den Herren.“

Mit einiger Verlegenheit sagte die junge Frau: „Weisst du, der Kurs war heute besonders interessant, man sprach über die Wirkung der verschiedenen Gifte ...“ Sie wurde unterbrochen von ihrem Gatten: „Das gefällt mir nicht. Du hast doch eine andere Bluse angezogen? Der Schwager Arzt und die Frau Giftmischerin, das ist mir zu gefährlich.“

„Als du noch im Oelkonzern arbeitetest, habe ich dir jemals vorgeworfen, du riechest nach Fett?“

Sie hustete nervös, Sylvain hob die Schultern, er hatte keinen Sinn für die Witze anderer. „Wenn du glaubst, du seiest geistreich ...“ „Und du — Bist du es vielleicht?“

Noel pflanzte sich vor Toto auf. „Warum zankt sie immer mit dir? Sie ist viel netter mit den andern Herren. Heute mittag lachte sie mit ihnen.“

Martine erhob sich wütend. Geneviève fürchtete eine Szene und wollte Noel an sich ziehen. „Schweig jetzt und setz dich her, bis die Grossmama kommt.“

Er sperrte sich und rief boshaft: „Sie hat aber doch zwei Herren am Arm gehabt. Der grössere hatte Golfkleider an. Warum bekomme ich keine solchen? Sie hatte keinen Hut auf.“

„Keinen Hut, Martine, das war wieder unvorsichtig.“

„Studenten tragen keine Hüte. Du weisst auch gar nichts. Und du, Noel, schweig jetzt, du bist ein unerträglicher, unverschämter, schlecht erzogener Bursche.“

Sie waren alle aufgestanden und überschrien sich gegenseitig. Geneviève versuchte den Jungen aus dem Zimmer zu führen, Sylvain zerrte nervös an seiner Krawatte, drehte sich dann zu Martine, und sagte: „Lass ihn doch reden“,

und zu Geneviève gewandt: „Sie waren ja dabei, Fräulein, erklären Sie doch die Sache.“

Doch Martine schrie mit schriller Stimme: „Toto, mische nicht noch das Fräulein in die einfältige Geschichte, die nur in deiner Einbildung besteht.“

„Eine Minute, meine Liebe, duhattest von einem Hutschäft gesprochen, statt dessen ... aber du hast ja bereits gestanden.“

„Was gestanden? Ich habe nichts Unrechtes getan. Wenn ich mit zwei jungen Studenten spazieren gehe, die ein weniger idiotisches Aussehen haben als du ...“

„Idiotisch? Erlaube Martine, es liesse sich noch untersuchen, was diese Typen für Fähigkeiten besitzen.“

„Was sind Typen?“ fragte die kleine Josette.

„Schweig! — Doch kommen wir auf die Sache zurück. Du gestehst, mit zwei Herren, Arm in Arm ohne Hut, spazieren gegangen zu sein, während ich arbeite, mich überarbeite, mich ermüde, alles, um dir ein vergnügliches Leben zu bereiten!“

„Ein vergnügliches Leben! Das ist der Gipfel der Ironie. Was gewinnst du mit deinen dummen Späßen? Nicht einmal genug, um uns zu ernähren.“

„Jedenfalls genug, um deinen Coiffeur zu bezahlen.“

„Toto, mach keine grossen Worte. Du hast ja keine Ahnung, um was sich unsere Unterhaltung drehte.“

Geneviève wurde es heiss. Noel blieb in starrer Unbeweglichkeit stehen, sie fürchtete das Schlimmste. Sie sah, wie er mit seinen unschuldigen Augen die Szene verfolgte. Sie selbst hatte ja Martine auch gesehen — eine ganz andere Martine, als diese hier, eine lachende, übermüdige, junge Frau. Sie wollte die Unterhaltung in gemässigtere Bahnen lenken und sagte: „Frau Rivière schien ganz vertieft im Gespräch über die Vorlesung, darum hat sie uns auch nicht gesehen. Das Studium der Chemie muss ja sehr interessant sein.“

Sie hatte bedächtig gesprochen, als ob sie die Worte zusammensuchen müsste, sie hoffte dem Jungen eine ungefertigte Strafe ersparen zu können. Sie fügte noch bei: „Wissenschaftliche Gespräche lassen die Aussenwelt vergessen.“

Sylvain schien plötzlich beruhigt. Als Martine merkte, dass das Gespräch abflaute, wandte sie sich voller Wut zu dem kleinen Jungen: „Der Bub ist ein unverschämter Bengel und Lügner obendrein.“

Aber Geneviève zog ihn von der züchtigenden Hand hinweg und diese fiel leer hinab. Glücklicherweise kam in dem Moment Madame Belley, ganz in schwarz gekleidet, zur Tür herein, Geneviève benützte den Augenblick und verschwand mit Noel aus dem Zimmer. Noel wollte nicht, dass sie das Licht anzünde, im Dunkeln nahm er ihre Hand und drückte sie fest. Und als dann das Licht aufflammt, sah sie seine Augen mit solcher Dankbarkeit auf sich gerichtet, dass sie ihm zärtlich zulächelte. „Jetzt sind Sie meine ‚Dame‘ und ich bin Ihr ‚Page‘. Wollen Sie mich als Ihren Pagen haben?“

10. Kapitel.

Von diesem Tage an hatte Geneviève zwei Wesen, die sich an sie klammerten; aber sie fürchtete sich fast vor solcher Liebe. Sie war schon so lange daran gewöhnt, nur Kummer zu haben, dass sie auch von der Zärtlichkeit der Kinder eine schmerzliche Reaktion fürchtete. Oft hob sie wie abwehrend die Hände, wenn die Kleinen ihr entgegenstürzten. Sie lächelte wohl, aber die Augen behielten ihre Traurigkeit. Aber die Kinder liessen sich nicht entmutigen, sie liebten ihr Fräulein, liebten ihre ruhige Stimme, ihre Sanftmut und ihr Lächeln. Mit kindlichem Vertrauen warten sie darauf, dass ihre Liebe belohnt werde.

Die Wochen vergingen mit Lernen, Schulaufgaben und Klavierstunden, die Anlage vor dem Observatorium wurde grün.

Sie waren im Kinderzimmer, das mit seinen Rosamöbeln und grünen Tapeten ein freundlicher Aufenthalt war. Monika versuchte einen neuen Stich an ihrer Strickarbeit, den Geneviève ihr zeigte. Die Kleinen plauderten und sahen aus dem Fenster auf die Strasse.

„Spielt doch ein wenig, steht nicht so da, wie zwei Dummerchen.“

„Was soll ich spielen?“ fragte Josette.

„Mit den Puppen.“

„Noel will ja nicht.“

Geneviève blickte den Jungen an. „Ich hatte Brüder, die spielten beide mir mit. — Ihr steht mir im Licht, man sieht heute sonst nicht viel. — Ihr müsst mir die weisse Wolle nicht anfassen.“

Lehrer K. in S. fragt: Gibt es wild wachsenden Mais, und wo ist er beheimatet?

Antwort: Nach unserer Erkundigung kommt eine wildwachsende Maispflanze, die diesen Namen trägt, nirgends auf der Erde vor, und was auf dem Monde wächst, kommt nicht in Betracht. Die Europäer lernten nach der Entdeckung Amerikas dieses neue, für die Ernährung so enorm wichtige Getreide als richtige Indianer-Kulturpflanze kennen. Und zwar bereits in seinem fertigen Zuchtzustande und in Variationen, die von Land zu Land, ja von Landesgegend zu Landesgegend wechselten. Es gab den gewöhnlichen gelben, aber auch rötlichen, fast weißen und wieder fast schwarzen Mais. Erst im zwanzigsten Jahrhundert fiel es einem Forscher ein, das Geheimnis dieses offenbar durch manche Kreuzungen erzielten Kulturgewächses zu ergründen. Bekanntlich lässt sich eine „Kreuzung“ in ihre Urbestandteile zerlegen, wenn man eine sogenannte «Incest-bestäubung» durchführt, das heisst, die Befruchtung einer Narbe mit Staubpollen von derselben Blüte vornimmt. Das Resultat der Bestäubung war in jeder Hinsicht verblüffend. Die ausgesäten Früchte, die auf solche Weise gewonnen worden waren, keimten und wuchsen, und siehe da, hundert Grasarten standen nebeneinander im gleichen Beet, hohe, niedrige, rauhblättrige, glatte, fette, magere, nur... keine Maisstaude! Wer sich über diese Forschungen unterrichten will, der verlange das Buch von de Kruif: «Bezwinger des Hungers». (Früher Grethlein-Verlag, nun wahrscheinlich Morgartenverlag, Zürich.)

Karl, der Indianer, fragt: Wann hat die Besiedelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika begonnen?

Antwort: Cabot, der von England über den Ozean fuhr, entdeckte die Küste von Neufundland bis hinunter nach Florida.

Noel reckte sich. „Sag einmal, meine Dame, warum malst du deine Wangen und deinen Mund nicht rot an wie die andern Damen?“

„Weil ich zu alt dazu bin.“

„Aelter als die Grossmama?“

„Viel älter.“

„Das macht nichts, ich habe dich doch lieb.“

Josette wollte mehr wissen. „Hast du denn auch gespielt, als du noch klein warst? Zeig mir doch ein Spiel.“

„Ich weiss keines mehr. Noel, wenn du nicht spielen willst, musst du arbeiten.“

„Und ich? Wann werde ich lesen lernen?“

„Nächsten Winter. Und wenn du dann lesen kannst, bekommst du dann schöne Bücher, Geschichts- und Geographiebücher.“

„Ich mag aber keine Geschichts- und Geographiebücher.“

„Aber warum nicht?“

„Weil ich keine Lehrerin werden will. Ich will eine Mama werden.“

Josette sah herzig aus in ihrem weissen Kleidchen, das Geneviève immer selbst sehr sorgfältig wusch. Sie legte den Arm um das Kind. Eifersüchtig drängte sich auch Noel herzu.

Der Junge hatte heisse Wangen und Hände. „Wie rot du bist im Gesicht, Noel!“

„Vielleicht hat er Fieber“, erklärte Monika mütterlich.

„Und sehen Sie, Fräulein, er hat ja Tränen in den Augen.“

Innerhalb 48 Stunden war Scharlach ausgebrochen; es war kein leichter Fall, und Noel war ein so zartes Kind. Man fürchtete auch für die Lunge. Während den ersten Tagen machte sich Badame Belley bei der Pflege wichtig. „Mit

Briefkasten
DER REDAKTION

Aber erst hundert Jahre später, zwischen 1585 bis 90, wurden die ersten Landungs- und Siedlungsversuche unternommen, die aber scheiterten. 1607 begannen die ersten Siedler sich zu halten, und zwar «an der Küste Virginien», wie das ganze Gebiet zu Ehren der «jungfräulichen Königin» Elisabeth genannt wurde. Den wichtigsten Auftrieb gewann die Einwanderung aber erst, als die um ihres Glaubens willen verfolgten religiösen Richtungen Englands entdeckt hatten, dass jenseits des Ozeans freier Boden für die Entfaltung ihrer Gemeinden vorhanden sei. Den Puritanern verdanken wir die Grundlegung der Neu-England-Staaten Massachusetts, Rhode Island, Connecticut und New Hampshire. Maryland führt seinen Ursprung auf die Ansiedlung katholischer Flüchtlinge zurück. Quäkergründungen sind New Jersey und vor allem Pennsylvania. New York war mit New Jersey zuerst von den Schweden, dann von den Holländern angefahren worden. Damals verkauften die Rothäute ihren Boden noch an die weissen Fremdlinge. Dies ist in groben Strichen der Anfang der nordamerikanischen Geschichte.

Von Anfang an mischten sich deutsche, irische und skandinavische Kolonisten mit dem englischen. Aber die neu begründete staatliche und soziale Ordnung wurde bestimmt durch die demokratischen Vorbilder, welche die Quäker in Pennsylvania entwickelten.

Frau Mr. in Aarstadt fragt: Wie soll ich meinen Sohn überzeugen, der behauptet, der Mondstand müsse beim Säen und Anpflanzen berücksichtigt werden, während ich der Ansicht bin, solche Meinungen gehörten zum alten Gerümpel?

Antwort: Reden Sie nicht, sondern handeln Sie! Das heisst: Machen Sie Ihrem Sohne den Vorschlag, zwei Experimente anzulegen. Sie säen dann, wenn Sie das Wetter für gut halten, und im Jahreszeitlich richtigen Moment. Er mag säen, wann er es nach seiner Theorie für richtig ansieht. Sind Sie zeitlich voraus, werden Sie die Wachstumsvorschüsse ihres Laubes jeweilen in Abzug bringen. Er wird Gegenrecht halten. Bis zur Ernte der verehrlichen Rübsli mögen sich die Aussaat-Differenzen wohl ausgeglichen haben, so dass man die schönen gelben Wurzeln ruhig nach Gewicht, Schönheit und Gesundheit vergleichen darf. Vorausgesetzt, dass Sie beide in richtigen Rübliboden gesät und ein normales Rübjahr für Ihr Experiment ausgesucht haben, wird das Resultat Ihres Wettkampfes für beide Teile überzeugend wirken.

Frl. Mut in Afflikon fragt: Wie wird man mit einem Nachbar fertig, der seinen Radio fast Tag und Nacht laufen lässt, um seinen werten Mitbürgern zu beweisen, dass er einen Apparat besitzt?

Antwort: Ich glaube, Sie müssen ein wenig zuwarten. Vielleicht bekommt er selber «Lärms genug». Heine sagte bekanntlich, das Beste an den Prügeln sei, dass der, welcher sie austreile, zuletzt einen müden Arm kriege. Bis also Ihr Afflikoner Nachbar Lärms genug hat, müssen Sie sich gedulden. «Alles geht vorüber und auch du!» Hüten Sie sich im übrigen davor, dass jemand erfährt, mit welch liebenswürdigem Namen Sie Ihr Dorf bedacht haben. Wir werden natürlich dicht halten.

SONNENUNTERGANG PAUL HEDINGER

Durch die Fenster verscheint mein Tag
 Ein mattes Rot umhüllt Zypressen.
 Was uns erfreu'n, betrüben mag,
 Ist über ein Kleines vergessen.

Mit dunklem Finger hat die Nacht
 Ihr Wappen in das Rot gezogen.
 Was immer wir auch heut vollbracht:
 Vorbei, umsonst? sind wir betrogen?

Da tönt ein Lachen an mein Ohr:
 O Lust, o Freud! ein Frühlingslied?
 Und zieht der Tag den Schleier vor:
 Ein schöner aus dem Dunkel blüht.

Erlischte mein Licht, verglüht mein Tag,
 Rauschen am Abend dunkle Zypressen:
 Ein Kinderlachen, wo Finsternis lag,
 Und wir sind unvergessen.

viel Lärm und viel Luftverdrängung“, wie der Doktor zwischen den Zähnen murmelte. Sie vergass die wichtigsten Anordnungen und verliess schliesslich das Krankenzimmer seufzend. Da rief eine heisere Kinderstimme: „Fräulein!“

Und Geneviève beugte sich über das Kinderbett und sah in zwei fieberglänzende Augen, die sich voller Angst auf sie richteten. Sie hatte kein Pfeilgerinnenpatent wie ihre Schwester Denise, aber sie verstand es, ihren kleinen Freund zu pflegen. Madame Belley hatte ihr nur zu gerne den Posten am Krankenbett abgetreten, sie nahm sich ein wenig der kleinen Josette an, die bei ihr im Zimmer schlief, während Monika in Genevièves Zimmer schlief, da diese die Nächte bei Noel verbrachte.

Die Temperatur wollte nicht sinken. Patrice Belley zog noch einen Kollegen zu. Geneviève musste die ganzen Nächte Wickel machen. Noel war mager geworden, der kleine Körper wog so leicht. Als es am schlimmsten war mit dem Jungen, sass der Vater die ganze Nacht am Bett und hielt die kleine Hand in der seinen.

„Fräulein, Sie müssen jetzt ein wenig ruhen.“

„Aber, Herr Doktor...“

„Ich rufe Sie, wenn es Zeit ist für den Wickel.“

Sie musste sich fügen. Von ihrem Lager aus betrachtete sie den Doktor. Sein Gesicht drückte Angst aus. Was er wohl fürchten mochte? Der Hals war ihr zugeschnürt. Sie wagte keine Bewegung zu machen. Er schien ihre Gegenwart vergessen zu haben. All die lieben Worte, die schüchternen Liebkosungen, die sie von Noel empfangen hatte, fuhren ihr durch den Kopf. Der liebe, blonde Bub! Und die Stimme der kleinen Josette, die wie ein Vögelchen zwitscherte, war heute anders gewesen. War auch sie in Gefahr?

„Fräulein!“

Mit einem Satz stand sie am Bett, nahm Noel in den Arm und sagte weich: „Sei ruhig, mein lieber Bub!“

Aber die Augen des Kleinen schienen sie nicht zu sehen, auch nicht den Vater. Sie flüsterte: „Sei ruhig, lieber Bub,

wir jagen das Böse fort. Siehst du, da wird es schon hell.“ Langsam wurde das Kind ruhiger und schliess endlich ein, als schon der Morgen dämmerte. Er hatte Genevièves Hand nicht losgelassen.

An diesem Morgen war der Junge viel besser, dafür aber war Josette krank geworden. Man stellte auch ihr Bett ins Kinderzimmer. Die Krankheit brach nicht in so gefährlicher Weise aus, und die Temperatur war nie so beängstigend hoch wie bei Noel.

Drei Tage nach Josette war auch Monika angesteckt. Sie verblieb aber in Genevièves Zimmer, das ja ans Kinderzimmer ansties. Sie hustete stark, doch war der Fall auch bei ihr nicht so schwer. Sie war viel robuster als der Junge und setzte Geneviève immer wieder in Erstaunen über ihre mütterliche Besorgnis für die beiden Kleinen. Sie lag still da und plagte ihre Pflegerin in keiner Weise. Aber ihre müden Augen folgten den sanften stillen Bewegungen Genevièves.

Mit ihren elf Jahren war sie so ernst und nicht wie andere junge Mädchen in ihrem Alter. Sie sah sich in dem Zimmer um. Es war ja schmal und bescheiden wie Geneviève selbst. Unpersönlich? Nein, geheimnisvoll wie sie. Kein Bild, das an ihre Familie gemahnte. Eine einzige Photo, ein schönes grosses Haus. Um das Haus herum Menschen, die aber so klein sind, dass man sie nicht erkennen kann. Ob das ihr Vaterhaus war? Noisy-Le-Roi, ein schöner Name.

Aber das Fräulein hatte so traurige Augen.

Oh, Geneviève, wenn du wüsstest, wie sehr sich Monika mit dir beschäftigt in dem halbdunklen Zimmer. Trotzdem du sie liebevoll pflegst, bleibst du ihr doch so fern. Aber Monika hat dein Lächeln lieben gelernt, ganz gleich, wie die kleinen Geschwister es lieben.

„Ich werde jetzt die Vorhänge schliessen, es ist zu hell für dich.“ Damit zog Geneviève die schweren Gardinen zu und entzog so Monika den Blick auf das Observatorium und die grünen Bäume.

„Wie geht es den Kleinen?“

„Josette spielt und Noel schlummert, er ist noch schwach. Aber du musst jetzt ruhig sein und darfst dich nicht aufregen.“

„Fräulein, Sie sind gewiss müde. Sie müssen sich ausruhen. Haben Sie Ihren tonischen Wein getrunken? Sie plagen sich so viel um uns.“

„Das ist doch selbstverständlich.“

„Nein, gar nicht. — Ich brauche heute Abend gewiss nichts mehr.“ Geneviève hatte sich ans Bett gesetzt. Leise sagte sie: „Lass dich doch ein wenig verwöhnen. Denk jetzt nicht daran, dass du die Aelteste bist. Wenn man krank ist, so ist man wie ein kleines Kind.“

Monika setzte sich auf den Ellenbogen und nahm die Hand des Fräuleins in ihre robuste Kinderhand. „Fräulein ... ich möchte so gerne, dass Sie meine Freundin wären“. Und schüchtern: „Sie sind so anders als Miss Gladys, ich möchte Ihnen erklären...“

Geneviève antwortete nicht, aber in ihren Augen war ein Schein, wie wenn die Sonne durch Wolken bricht.

Seitdem die Kinder krank waren, herrschte im Hause ein unruhiger und ermüdender Geist. Madame Belley und Martine waren sehr liebenswürdig, sie schätzten ihre Fürsorge für die Kinder. Aber mit Sylvain waren sie beständig im Streit. Der arme Kerpel war für die beiden Frauen der Sündenbock. Niemand wusste, dass hinter der mangelnden Intelligenz ein gutes Herz wohnte und dass seine Gesundheit wirklich keine gute war. Er fühlte sich manchmal so müde und traurig.

Kaum, dass er sich noch ins Haus traute, er hatte ja nie Scharlach gehabt. Aber Martine wollte nicht selbst haushalten, sie hatte sich einen neuen Wagen gekauft, da reichte das Geld nicht mehr, um zuhause zu essen.

(Fortsetzung folgt)